

in gehen. Wenige Augenblicke später stand die Fremde in dem kleinen Turmgemach. Alle wußte lange diese Jüge, die ihr so bekannt vorkamen und die sie doch bestimmt noch nie im Leben gesehen. Sie hatte keine Zeit darüber nachzudenken, denn die Beschleunigung der Luftströmung, Platz zu nehmen nachzukommen, begann sofort, als der Diener hinter ihr die Türe geschlossen: „Ist es wahr, daß Sie die Verdorbene Vallo's sind?“

Sie schaute, wie bei dieser Frage sich ihr Herz zusammenzuckte. Sie hätte emporschnellen, hätte der Fremden, die in ihrem dunklen Gewandern wie das personifizierte Unheil vor ihr stand, den Mund mit der Hand verbergsuchen mögen, daß sie schwache, daß sie nichts sage, was das entrückte Blick in die alte Wunde verleihe, oder sie brächte keinen Ton über die Lippen. Stumm, das Herz von namenloser Qual zerissen, hörte sie der andern zu, die erklärte, daß Vallo sie geliebt habe, und sie noch liebe. Ihr Herz erstarbte und die Hand, welche den Brief hielt, den Brief, welcher Vallo's wohlbekannte Handchrift trug und wie das Datum zeigte vor kaum 3 Tagen geschrieben war —

„... und darum sei nun, Geliebte, und schide Dich in das Unvermeidliche. Wir beide sind nun eine eheliche Verbindung und wir sind nicht möglich. Ich werde in der nächsten Zeit nicht eher heiraten, eine rechte Heirat. Aber Du brauchst nicht eifersüchtig zu sein; mein Herz gehört Dir, nur Dir für ewig.“

„Ich aber will nicht, daß er eine andere heiratet“, rief die Fremde. „Ich will es nicht, und wenn er sie auch nicht liebt. Liebtens, ich glaube es gar nicht. Sie sind so schön — sie sind nicht mit den Augen — Sie sind so schön und er ist schön, fast wie alle Männer. Aber ich liebe ihn.“

„Ich werde ihn nicht heiraten, das schwöre ich Ihnen. Doch jetzt gehen Sie, gehen Sie!“

Und wieder war die Schloßherren allein mit ihren Gedanken in dem kleinen Turmgemach. Welchmalig trat sie ans Fenster. Die Sonne war verschwunden, graue Dämmerung lag über dem Moor, halb würde es ganz dunkel werden, draußen ebenso wie in ihrem Herzen.

Wohin, vorbei. Sie strich sich mit der Hand über die Stirne. Und was würde jetzt kommen? Was würde die Zukunft sein? Graue Tage und stürzende Nächte, das ganze Leben lang. Und sie war noch so jung; wie lange das wohl noch dauern möchte, ehe der Tod kam, sie zu erlösen. Nein, sie wollte diese Qual nicht wieder ertragen, von der es diesmal keine Erlösung gab. Wenn nun jemand betrogen wird, dann kann man nicht mehr hoffen. Und ohne Hoffnung, wozu noch leben? Sie hatte nichts mehr auf dieser Erde zu suchen.

Nichts mehr? Doch noch eines — Rache! Hellig warf sie einen Mantel um und legte eine Klappe auf. Dann verließ sie das Stübchen und schlich auf den Zehnhühner hinab in den Hof, wie eine Diebin. Kein Mensch begegnete ihr keiner, als wie sie in die große Klettere holte, angestrichelt und unter ihrem Mantel verborg. Dann klettert sie hinaus auf's Moor, welches sich bereits in sein nächstliches Nebelgewand hüllte.

Dort, wo in der Tiefe der Pfahle der Moorwege lag, blieb sie stehen. Ein weiter schwarzer Fied umlitten der spärlichbedeckten gestirnten Fläche. Dort stand sie, hart am Rande, wie ein Steinbild, die brennende Laterne hoch in die Luft empor haltend. Die Zeit verstrich, der kalte Wind umschulte sie, aber sie änderte es nicht. Jetzt kam es heran; das Dunkel der Nacht sah sie die schmale Gestalt lauloch herangeleiten, auf das Licht zu, dann ein lauter Schrei, sie kannte die Stimme gar wohl, ein Gurgeln und tiefe Stille.

Da warf sie die brennende Laterne in den Sumpf, sah zu, wie das Licht verlöscht und erlosch, und sprach nach.

Man hat nie mehr etwas von Vallo und der schönen Ma gehört. Die Moorwege gibt ihre Pforten nicht wieder heraus.

Menschenliebe.

Stützen von Paul Glazennapp.

Das alte bewerkte Kreuz hoboben auf der Spitze des Kirchturmes sollte durch ein neues verpagendes ersetzt werden.

Meister und Gevulle waren an der obersten Spitze des Turmes angesetzt. Nun hieß es mit ihrem Wirt sich bindenwagen auf die schmale Leiter bis hinauf auf die Spitze. Der Meister stieg hinauf und schaute nach unten hin. „Nun in Gottes Namen, Franz!“ sagte er sich verbendend an seinen Gesellen. Der Lehrling sah durch die Luke und beide ließen langsam empor, das Kreuz tragend. Schon war die Spitze erreicht, da — ein heulender Schrei aus dem Munde des Gevullen! Der Meister sah zusammen.

„Was ist Dir, Franz?“

„Kann, daß er die Antwort hört, da steht er, wie sein Gevulle zurückst. Das Kreuz krampfhaft umarmend.“

Ein Schauer durchzitterte das Weibers Glieder. All der Reigen umspannt er die Spitze der Leiter, mit dem Rücken hat er die Lehrling, Franz! Der Lehrling geht vorwärts! rief er. Jede Muskel des kräftigen Körpers ist angepannt. In seinen starken Armen wackelt das Schwert vieler Menschen. Winne auf Winne verortet; die Zeit wird zur Ewigkeit. Und noch immer nicht kann sich der Gevulle ermannen. Da wo ihm das Kreuz, daß es sich hier nicht um einen vorübergehenden Schwandarmel handelt, sondern Gedanken hängen auf ihn ein und durch sie hindurch dringt eine Stimme wie mit Holzwort: „Vorwärts!“ Da öffnet der Gevulle den eismene Mund und er spricht mit bester Besinnung: „Dah! Du, Meister, hier eure Liebe. Ihr haltet mich immer, besser einer als zwei. Vetter, hier mich!“

Dann läßt er das Kreuz los — — —

Durch die Strohen der Nacht schitt ein junger Mann dem Tore zu. Mit Alkagat hat er sich hinausgegeben in den warmen Sonnenchein. Der goldene Schimmer, der über den Häusern lag, hat ihm wohl.

„Ist gut Stille hinter dem Tore an der Landstraße stand ein Wartehaus, wennmannt. Vor dem Hause lag der bestmögliche Binnensgarten. Ein Giebel das mächtige, breite Fenster bot einen reichen Fernblick auf den dunklen Zaunmauer.“

Vor einem halben Jahre war er oft an diesem Hause vorbeigekommen und hatte den Blick heimlich erhaben zu den hohen Giebelnfenster, an dem sie zu sitzen pflegte. In einer heimatlichen Stunde gab er ihre Liebe offenbart und Stunden ungetriebener Glückes waren gelost. Dann war jene Scene zwischen sie getreten und hatte das Band der jungen Liebe mitten entzwei gerissen. Ihre Wunden und ihre züppige Sehnsucht hatten seine Lebenskraft entzweit und sie verstand es, die Wunde ihres Herzens immer von neuem anzuschauen. Er sah glaubte er wahrhaft zu lieben und doch — er war nur ein Spielball ihrer Eitelkeit. Unmühselig stand er vor vieler Erkenntnis, die ihn unbarmergütig quälte mit der Reue um den Verlust der verlorenen Liebe.

Wenig an dem sonnenleuchtigen Tage drang der Wunsch nach Leben, nach Sonne und Licht mit Wacht in ihre Seele. So war er denn hinausgegangen vor das Tor. Vor dem Landhause spielte ihr kleiner Bruder im Sande. Während ging er an ihm vorbei, daß er von ihm nicht erkannt würde. Weiter schritt er die Landstraße entlang, dem Zaunmauer zu. Sein Wanderer erwiderte in ihm Erinnerungen an glückliche Stunden. Wie lag er die tiefe Luft ein, das Spiel am Abend, seine er heim. Die Abendsonne warf ihren leuchtigen Schein an den Giebel des Hauses. Noch spielte der kleine im Sande. Da hörte er plötzlich ihre Stimme rufen: „Komm herein, Franz! Papa will in die Stadt gehen!“ Er erschauerte und trat schnell hinter einen schützenden Baum. Der kleine ging in das Haus. Nach einer Weile erschien der Vater, nun seinen Gang in die Stadt zu machen.

Als Kopfdenk Herzen stand er da und lauschte. Vorzüglich um sich hörend trat er näher an das Giebelfenster. Das obere Fenster stand offen, die hellglänzenden Schreibewerkzeuge wurden ausgezogen und die Lampe wurde angezündet.

Der kleine war müde vom Umherlaufen den ganzen Tag und die Schwärze legte ihn in sein weiches Bettchen das nebenan im Schlafzimmer stand.

„Weißt Du, wen ich heute gesehen habe?“ plauderte er.

„Nun?“

„Den Onkel! Weißt Du, den, der mit immer eine Federkiste mitgebracht hat.“

Ein leiser Schauer kam durch ihre Glieder. Doch sie fragte nicht weiter. Konnte sie da sprechen, wo das Herz erbebte in wogen Gedanken einstuiger Lust und einstuiger Weh's?

Der kleine schielte. Sie schloß die Tür zum Schlafgemach und trat in das Wohnzimmer zurück. Sie legte sich an das Klavier und öffnete es. Ein paar zaghafte Akkorde erklangen, dann war es wieder still. Wehmütlich guck sie nach dem Buch, das ebenfalls auf dem Klavierstand. Sie schloß es auf und spielte, was die schwarzen Tasten ihr vorstreckten. Doch als die ersten Töne erklingen waren, da erglöh es ihre Seele mit Alkagat und leise, dann immer woller und reiner erklang es ans ihrer Brust zu meisternhaftem Spiel.

„Wo ein Herz in Liebe vergeht, Da weilen die Blüten an jedem Beet —“

Und die begnadeten Klänge des Schwebelischen Liedes drangen hinaus in das abendliche Dunkel, an das Ohr des Einsamen und erweckten in ihm ein unbewegliches Sehen und Wärdliche.

„Wo ein neues Herz in Liebe vergeht...“ Klang es in ihm nach, als er noch stand und sann.

„Komm! Komm!“

Und sie hielt mich noch! jubelte es in ihm. Da hielt es ihn nicht länger.

Lob des Vaters, Unglück und Krankheit hatten sie zu armen Leuten gemacht. Die einstuigen zahlreichen Freunde hatten sich verloren. Einjam war es um sie geworden. Nun bewoonten beide, Mutter und Tochter, ein armeliches Stübchen. Durch Handarbeiten verdienten sie sich kümmerlich ihr Brot. Es ging schieflich und recht und ein Tag war wie der andere. Da trat Franz ein und warf die Witter auf das Krankenlager. Ihre Tochter arbeitete mit doppelter Kraft. Und doch — es reichte nicht, Doktor und Apotheke verlangten alles.

Auf einem Gange zu Weidloch, für das sie arbeitete, kam sie bei der Expedition einer Zeitung vorbei.

„Offene Stellen“ sah sie auf dem angeschlagenen Inseratenteil. „Angenblicke, leibende wärdliche Veränderung gemäß good's Anstalt.“ Und darunter stand der Name eines bestimmten Mädchens.

Ein paar Schritte weiter — ein Zustehen! Die großen Spiegel schrieben vorer ihr Bild getreulich ab. Doch war sie jung und schön! Wenn sie es mochte!

Der Gedanke daran trieb ihr das Blut in die Wangen. Dann wieder lauschte das Bild der franten Mutter vor ihr auf. „Sie mußte leiden!“

Eines Tages besah sie sich auf dem Wege zu dem Mutter des Meisters. Jüngend konnte sie die Schritte merken. Raschlich klopfte sie zu. Von drinnen wurde geöffnet. Sie trat ein. Der Künstler betrachtete sie prüfend einen Augenblick, dann wies er mit der Hand auf einen Schilder an der Wand und sagte: „Bitte entlassen Sie sich!“

Wenigstens nicht bedachte ihr Gesicht. Sie konnte nicht alles, nur das nicht! Der Künstler hatte keine Klagen zu sagen. „Nun, wenn Sie nicht wollen, so gehen Sie.“

„In der morgige soll Nachhause gehen und weiterarbeiten.“ Langsam wandte sie sich zur Tür. Langsam stieg sie Stufe für Stufe hinunter. „Möchte ich Sie bitten, mein Fräulein, noch einmal umzugehen!“ riefte es da an ihr Ohr. Erquickte wandte sie sich. Sie sollte bleiben? Doch um welchen Preis?

Jetzt hätte sie wieder im Meiler und der Künstler mußte sie nachmal mit trüblichen Bildern, dann sagte er: „Ich werde Ihren Kopf in Wasser stuzieren. Lieber das Honorar werden wir uns wohl verdienen.“ Sie sah ihn mit ihren großen Augen so tragend an. War es auch wahr? „Kommen Sie bitte morgen um 11 Uhr wieder zu mir, heute sind Sie zu ernt!“

„Ja auch? Sie durfte ja jubeln!“

„Morgen — —!“

„Ich hilt' Dich, Franz, geht heute nicht, warte bis morgen. Du weißt, was der Regenperler im Dorfe erzählt hat! Die Regenperler haben dich auf im Schlingendruck. Ich hilt' Dich, Franz, bleibe daheim!“

„Neh mir nicht daren, Len! Was willst ihr Weibchen“, was ein kleiner Schmutzperler zu tun und zu lassen hat. Und der Regenperler? Der ist ein alter Schwäger. Dem hört man die Memme schon aus zehn Schritt an. Ich geh' und haunt heute!“

„Die Len! Jamme! Nach joch einer langen, bestimmten Rede schweigt sie immer.“

„Geh' nicht, Franz, du bist' Dicht! Nur heute nicht!“ steht sie angrillend. Er nickt.

„Doch kein Kind, Len, und geh' auch nicht zum ersten male.“ Er geht.

Sie lauscht den verfallenden Schritten. Doch steht sie ein Weile unstillig. Dann hiltt sie sich in die Erde in den weiten Mantel ihres Kammes, hiltt einen breithemigen Schlopphut über ihre Haar und flüzt hinaus in die Nacht. Stille, daß sie vor ihm den Schlingendruck erachtet. Die Nacht beschligt ihre Schritte. Es ist finstere Nacht. Doch sie frant jeden Baum und Strauch, jeden Weg. Jetzt ist der Morgenstrecke. Noch eine halbe Stunde.

Da endlich — vor ihr der Schlingendruck. Sie lauscht allemal. Doch regt sich nichts ringsum. Möglich ihren Schritte an der Tür.

„Die Geener!“ murmelt sie. Ohne Augenblick hilt sie inne, dann eilt sie vorwärts. Nur vorwärts! Sie hilt nicht das „halt zurück“ der Gernbeimigen. Es gilt, ihren Franz zu retten. Jetzt kommen sie näher.

„Nun leget — halt!“

„Womans treibt sie es!“

„Ein Schuß durch das Dunkel der Nacht — — —“

Der Franz hat ihn getötet! — Geschiet! kommt es stierend über ihre Lippen.

Der gute Ton der Muselmanen.

Auch die Muselmanen wissen, was guter Ton im Umgang mit Menschen bedeutet, denn sie haben eine ganze Menge von Regeln, die sich auf die Pflege der Geielligkeit beziehen. Es gilt es, wie ein Mitarbeiter des „Lancet“ aus Konstantinopel schreibt, ist unerlässlich, daß bei einem Wäde berenige zuerst bedient werde, der einen hohen Titel trägt oder sich auf irgend einem Gebiete ausgezeichnet hat. Wenn der Wert der Geielligkeit ist oder einen hohen Rang einnimmt, muß er selbst den Wäde befragen, und zwar unverzüglich, damit die Wäde nicht ungebührlich lange zu warten brauchen. Es ist durchaus unangebracht, bei Tisch eine schlechte Vorne zur Schau zu tragen, über unangenehme Dinge zu reden oder über religiöse Fragen zu streiten. Wenn Wäde muß man höflich sein, wie es der Prophet selbst gelehrt hat. Niemand soll man die besten Vögel zu essen lassen. Das Essen der besten Vögel, so muß man ihn dreimal in seinem Hause so gemächlich wie möglich gelassen und den Schächtelern Wort zu machen. Wenn ein Gast beim Essen ist, darf man nicht die Nimmstücken an ihn lassen. Wenn der Wäde irgend eine Speise aus Gemütsgründen nicht annehmen darf, so

ist es auch nicht ihm, doch ist er verpflichtet, sich bei seinen Gästen zu entschuldigen. Daraus anständig ist es, irgend etwas zu tun, was Stül erzeugen könnte, z. B. darf man nicht riechen, ohne den Kopf abzuwenden, nicht gähnen, nicht die Nase putzen, auch den Kopf dem Stüle nicht offen zu nähern. Auch sollen nie wärdliche Menschen erköst werden. Nach dem Wäde müssen alle die Hände waschen und den Mund spülen. Freunde, insbesondere Wädegenossen, zu Tisch einzuhaben, ist ein gutes und frommes Werk. Am Tage des Wädes werden die in guter Geielligkeit unter Beobachtung der genannten Regeln wärdlichen Stüben hoch bezauschelt werden. Schon an diese Stüben muß sich in die Stübe zu gehen sollte man langsam essen. Hineingeladen soll man bei einem anderen nicht zum Wädegenossen erkösten, es sei denn, daß es sich um einen sehr nahen Freund handelt. In so einem Fall kann man sogar bei ihm speisen, ohne daß er selbst anwesend ist, denn auch der Prophet und seine Jünger haben wohl häufig so gethan. Ein netter Musliman muß immer einige Geiellige für solchen unvorhergesehenen Besuch vorzüglich haben. Freilich darf er darüber nicht in Schanden geraten, noch auf Rollen seines eigenen Hausbäckers Freunde unterhalten. Wenn in einem Hause ein Fest abgehalten wird, so darf man nicht als ungeladener Gast daran teilnehmen. Macht man die Beobachtung, daß eine Einladung nicht aufständig gemeint war, so muß man das Haus unter irgend einem Vorwande so schnell wie möglich verlassen, jedoch nicht, ohne einen Wäde gefastet zu haben. Nur dann kann man den Anspruch erheben, für einen höflichen Mann zu gelten.

Aus nervöser Zeit.

(Hauptstadt verlesen.)

„Ich dank' Ihnen! Es wärd nicht Abel Gewanden die Gade mit Dornburg und Stübel. Wenn sie sich nicht als eine nette Reportierbindung erweisen hätte, Wäde, man glaube aus gutem Grunde. Von vornherein nicht recht an der Kunde. Wer sie von einem solchen Sinn. Der Stempel trägt nicht an der Seite — Allen vor leben doch in den Zeiten Der „unbekannten Möglichkeiten.“

Dag Dornburg, der so tosch und stamm Gewandelt hatte sein Programm, Und Fingern zu brechen, die wenig laugen, Garum Stübel trat aus die Stübenmengen, Das steht wohl fest, und keiner laugnet, Doch sich der Kaiser hat erköst; Und das Herr Stübel dazugezogen, Wohl Anlag habe, sie anzugewen, Und überaus getreidit erköst. Bei seinen Freunden in Berlin, Das ist ein Zustand, das nicht leicht Der höchsten Dementierung weid. Doch daß die beiden Männer nun Es sollten wie Studenten tun, Wie einem wegen Mann und Schwesler Zusammenhangener alle Zuecker Und wie ein Hausdame und ein Galle, Wenn jener diesen betrogen hat: Gedächter Vetter, das lang zu wärd Und paare für den ersten April! Nein, wenn die Veden sich auch nicht grüßen. Sie werden kein Stübel ich wärdern, Was allen, ganz Fiolien inakt, Kein Schuß hinein in den Gruenwald, Von Seidantanten ist seine Rede, Und Kerze brauchen den Fästschaffen Im Badestunden nicht anzutauen. Die beiden Vetter — man merkt es sich hübsig. — Endlich der beglichen wie zu vernünftig: Betreffend was Stübel, was man lüch, Und Dornburg geht seiner Arbeit nach. . . .

So, schlaun ich, wie die Politik Die erkösten Männer nach beim Wäde, Das sie lücht mit dem Wäde leben Und in die Quare ihm loben möchten! Wie friedlich, laun und angenehm War August Wäde ebeden: Was seine Feinde von ihm schrieben, In wärdlichen eine Rattum geföhren, Gaben er, einen kleinen Spoh Beriehdend, aus seiner Wäde los, Die Augen über das Paradiese Bis zu den Alpen gleiten ließ, Auf deren Fästchen Wäde der Schöne — Es lebte sich wenig an Hilt-da-Seel Wie anders jetzt! In weuderen Wäden Ward er schon juchlich bei den Wäden, Die kleine Flüge an der Wand Strigt ihn bereits ans Wand und Wand,

